

suchung K.s, die sich in erster Linie an die unterscheidenden Merkmale im Aufbau des Kapitells und in den Proportionen hält, noch durch eine genauere Betrachtung der im engeren Sinne stilistischen Merkmale, des Blattchnitts und der gesamten Oberflächenbehandlung, ergänzt werden. Auf Anhieb möchte ich z. B. das Kapitell D 9 des Trierer Diözesanmuseums (Taf. 4) wegen seiner festumrissenen, straffen Blattgliederung in das frühe 2. Jahrhundert, D 15 dagegen mit seiner zerrütteten, rissigen, schon fast unverstandenen Formgebung erst in die Zeit um die Mitte des 3. Jahrhunderts setzen. Auch F 1 aus Köln dürfte verhältnismäßig früh sein. Das Pilasterkapitell vom Neumagener Iphigenienpfeiler (H 34), der um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden ist, scheint diese Stilstufe abzuschließen und mit dem wenig jüngeren Kapitell H 1 von der Nordfront der Barbarathermen zu dem Licht- und Schattenspiel der malerischen Werke aus der zweiten Jahrhunderthälfte hinüberzuleiten.

Es würde naturgemäß zu weit führen, wollten wir zu jeder einzelnen neuen Zuweisung K.s — und das Buch enthält deren eine Menge, z. T. überraschende und zugleich überzeugende Feststellungen — kritisch Stellung nehmen. Einen besonderen Hinweis verdient noch die Besprechung der Bruchstücke eines Riesenkapitells aus dem Kernbau des Trierer Domes (S. 54f.). Kähler sucht glaubhaft zu machen, daß es sich um ein wiederverwendetes Stück des 2. Jahrhunderts handelt, zu welcher Auffassung ich mich noch nicht restlos bekehrt fühle. Die Möglichkeit, daß eine Kopie nach einem Vorbild des 2. Jahrhunderts im Geist der gegen Ende des 4. Jahrhunderts herrschenden klassizistischen Gesinnung und in den einmaligen Riesenabmessungen, die der Bau erforderte, vorliegt, ist meines Erachtens noch nicht ganz auszuschließen. Auch die Kaiserthermenkapitelle H 31—33 mit ihrer verständnislosen rohen Bohrtechnik scheinen mir darum eher zu der frühkonstantinischen Anlage als zu dem späteren Umbau zu passen, wo man vielleicht nicht besser, aber weicher modelliert haben würde.

Harald Koethe.

Alfons Maria Schneider und Walter Karnapp, Die Stadtmauer von Iznik (Nicaea).

Berlin: Verlag des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches 1938. 55 S. mit 22 Abb. im Text, Stadtplan, Panorama und 52 Taf. (Istanbuler Forschungen Bd. 9).

Von den wohl erhaltenen großen Stadtbefestigungen des Nahen Ostens aus spät-römischer und frühbyzantinischer Zeit in Nicaea, Thessalonike und Konstantinopel — in gewissem Sinne gehört auch Hissar hierher (D. Tzontchev, *Annuaire de Plovdiv* 1935/36, 53—207) — hat nun endlich auch die älteste, die Mauer von Nicaea aus den Jahren 260 bis 268, eine ausreichende Veröffentlichung erfahren, nachdem man sich bislang immer mit den über 100 Jahre alten, dazu nicht fehlerfreien Aufnahmen des Franzosen Texier behelfen mußte. Eine bebilderte Zusammenfassung, die auch den neuen Stadtplan enthält, hat Schneider gleichzeitig in der englischen Zeitschrift *Antiquity* 12, 1938, 437—443, gegeben. Ein tragisches Geschick beschattete die Publikation insofern, als die beiden anfänglich damit betrauten jungen Forscher, K. O. Dalman und A. Fick, allzu früh dahinstarben; auch Karnapp hat schließlich wegen eines Malariaanfalls ausscheiden müssen. Infolgedessen sind die zeichnerischen Aufnahmen nicht ganz einheitlich ausgefallen, was aber letzten Endes nur einen geringfügigen Schönheitsfehler bedeutet. Die sicherste und feinfühligste Hand verrät entschieden C. Stein, von dem indes nur fünf Tafeln stammen.

Zu der geschichtlichen Einleitung aus der Feder A. M. Schneiders, die ein lebendiges, anschauliches Bild von der Entwicklung Nicaeas und seiner Befestigungen vermittelt, ist im einzelnen die in manchen Punkten ausführlichere Darstellung

W. Ruges in Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie XVII (1936) 226—243 zu vergleichen. Die von Strabo (XII 565) beschriebene hellenistische Stadt ist mit Hilfe des neuen Planes in ihrem Umfang von 16 Stadien (= 2893 m) wahrscheinlich recht gut bestimmbar, obwohl Schneider keinen Versuch gemacht hat, diesem Problem näherzukommen. Noch in den Straßen des türkischen Dorfes zeichnet sich das Netz der vollkommen regelmäßigen rechteckigen Insulae ab, die zum mindesten die Orientierung des alten Straßennetzes geben. Da nun das Ehrentor des Prokonsuls Plancius Varus, der Kern des spätrömischen Lefke-Tores, zweifellos in der Verlängerung des Decumanus maximus lag — jener schnurgeraden Ost-West-Straße, die heute noch Seotor und Lefke-Tor miteinander verbindet —, dürfte die Nordgrenze des ältesten Nicaea mit jenem Straßenzug identisch sein, an dem die Kumluk Camii und die Hüsuslar Türbesi (Nr. 1 und 2 des Planes) liegen, und die Südgrenze mit dem Nordrand des Platzes Sığir Meydanı zusammenfallen, zumal die westliche Verlängerung beider Linien genau auf die Enden des alten Hafens am lacus Ascanius trifft. Die Längenausdehnung der hellenistischen Stadt mag zweifelhaft sein, aber man wird in der Annahme kaum fehlgehen, daß das Gymnasium, von dessen Mitte man nach Strabo alle vier Tore gleichzeitig sehen konnte, in der Gegend der heutigen Aya Sofya lag. Wohl dicht außerhalb der SW-Ecke der ummauerten Stadt wurde also offenbar um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. das abweichend orientierte Theater angelegt, dessen Reste heute noch sichtbar sind.

Bei dem schweren Erdbeben des Jahres 32 n. Chr. — die Stadt liegt am Rande eines Grabenbruchs und war darum immer schweren Beben ausgesetzt — dürfte die hellenistische Ummauerung gelitten haben. Nichtsdestoweniger wuchs die Stadt rasch über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus, vor allem nach Norden und Osten, denn die zunächst wohl freistehenden Bogentore des Plancius Varus (78/79 n. Chr.) sind als termini des erweiterten Stadtgebiets aufzufassen, und Hadrian verband sie nach dem nächsten schweren Beben von 120 (so Ruge; Schneider schreibt 123) durch τὰ τείχεα τὰ πρὸς τῇ Βιδυλίᾳ, von denen beim Istanbultor ein kurzes Stück nachgewiesen ist. Die Anlage des jetzt noch stehenden, großartigen Mauerzuges stammt dann aus den Jahren nach der Zerstörung von Nicaea durch die Goten (258; Zosimos I 35). Leider hat Schneider es verabsäumt, die wichtigen Münzen mit der Darstellung der ummauerten Stadt erneut abzubilden, was deshalb zu bedauern ist, weil hier gewisse Unstimmigkeiten zwischen seinen und Ruges Angaben bestehen; z. B. zitiert Ruge bereits Münzen des Valerian mit der gleichen Darstellung (Waddington, Recueil Nr. 818), die bei Schneider fehlen. Eine der Macrianus-Münzen — Schneider schreibt irrig Macrinus — ist übrigens nach Donaldson wiederholt bei F. Frigerio, Rivista di Como 108—110, 1934/35, Taf. 9 E. Danach umschreibt die Mauer ungefähr ein Sechseck, was sie, von den Abweichungen auf der Westseite abgesehen, ja auch wirklich tut. Die Inschriften über dem Süd- und Westtor aus dem Jahre 268/269 sind streng genommen keine Bauinschriften, sondern Weihungen der eben vollendeten Mauer durch die Stadtgemeinde an den regierenden Herrscher Claudius II.; die Hauptbauzeit dürfte daher in die erste Hälfte des 7. Jahrzehnts des 3. Jahrhunderts fallen.

Die Mauer ist eine Mörtelgußmauer mit Schalung aus Feldsteinen und vierzeiligem Ziegeldurchschuß. Sie steht stellenweise auf einem Spoliensockel. Ihre Breite beträgt 3,6 bis 3,85 m, ihre Höhe mindestens 9 m. Die 8 bis 9 m breiten Türme bestehen ganz aus Ziegeln, stehen in Abständen von 60 bis 70 m und springen halbrund kräftig aus der Mauer hervor, mit der sie im Verband stehen. Nach dem Erdbeben von 368 wurde ihre Zahl verdoppelt. Die mittlere Stärke der Ziegel beträgt 3 bis 4 cm (äußerste Maße sind 2,6 bzw. 6 cm), die mittlere Länge 32 bis 33 cm (30 bzw. 36 cm); 10 bis 12 Schichten werden auf 1 m gezählt. Die Größenverhältnisse der Ziegel weisen also

eher auf spätrömische als auf frühbyzantinische Zeit (vgl. meine Zusammenstellung für Thessalonike: JdI. 48, 1933, 195 Anm.), wozu auch die Beobachtungen über die etwas größeren Formate der Ziegel an den Türmen aus der Zeit nach 368 passen. Von den Toren ist das interessanteste das Istanbultor, das einen querovalen Binnenhof aufweist. Die nächste Parallele hierzu bildet in der Tat der zweite Zustand der Porta Ostiensis aus den Tagen des Maxentius (Richmond, City Wall 111 Abb. 19); der Gedanke des runden Torhofes scheint dabei aus der griechischen Überlieferung zu stammen, wofür man an die Tore von Perge und Messene erinnern kann. Hinsichtlich der hohen Bogenöffnung im Obergeschoß des Istanbultores nach der Hofseite bietet das Tor von Bostra, das ebenfalls aus dem 3. Jahrhundert stammt, eine gute Parallele (Frigerio a. a. O. 222 Abb. 171). Im großen und ganzen sind die Tore von Nicaea in der strengen Schmucklosigkeit des Aufbaus wie in vielen Einzelheiten denen der römischen Aureliansmauer eng verwandt, denen sie ja auch zeitlich am nächsten stehen. In seinem Kapitel Datierungsfragen (S. 36ff.) ist Schneider den architekturgeschichtlichen Zusammenhängen, die den anderweitig gewonnenen zeitlichen Ansatz vollauf bestätigen, nur ganz beiläufig nachgegangen, so daß auf diesem Gebiet noch viel zu tun bleibt.

Unter den mitbehandelten Inschriften und Skulpturen sind unstreitig am interessantesten die vier Blöcke mit der Darstellung eines Germanentriumphs, von denen einer die Aufschrift ALAMANNIA trägt (Taf. 51f.); H. v. Schoenebeck hat sie in scharfsinniger Weise auf den Triumph des Jahres 299 bezogen (Forschungen und Fortschritte 13, 1937, 159ff.). Obwohl diese leider arg zerstörten Denkmäler bereits in Reisebeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts erwähnt und abgebildet worden sind, gerieten sie völlig in Vergessenheit. Sie werden in Zukunft einen Ehrenplatz unter den Germanendarstellungen des Altertums einnehmen.

H. Koethe.

Hertha Kahle, Studien zur mittelrheinischen Plastik des 16. Jahrhunderts (= Kunstgeschichtliche Forschungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, hrsg. vom Kunsthistorischen Institut der Universität Bonn, Bd. V), Bonn 1939.

Mit der vorliegenden reich bebilderten Arbeit wird eine fühlbare Lücke ausgefüllt. Die gut lesbare Darstellung bringt im wesentlichen eine richtige Deutung der Zusammenhänge, und die verschiedenen Meister sind im allgemeinen in ihren Wesenszügen gut getroffen. Das will ich vorweg bemerken, um keinen falschen Eindruck zu erwecken, wenn ich im folgenden einige ergänzende Bemerkungen hinzufüge, die das Bild namentlich für den Trierer Kunstraum vervollständigen sollen.

Einleitend gibt die Verf. einen Überblick über Geschichte und Landschaft des mittelrheinischen Raums im 16. Jahrhundert, der die Bedingungen klärt, unter denen hier die Möglichkeiten künstlerischer Betätigung damals gestanden haben. Auch die anschließende Charakteristik der mittelrheinischen Bildneri des 16. Jahrhunderts trägt zu dieser Klärung bei und legt den Grund, auf dem sich die Arbeit aufbaut.

Die Verf. gliedert die von ihr behandelte Zeit in zwei Abschnitte: die Zeit von 1510 bis 1530 und von 1530 bis 1560. Für die erstere bedeutet das eine Betrachtung der Ausstrahlungskraft von Mainz als dem künstlerischen Mittelpunkt mit dem Bildhauer Hans Backoffen als der überragenden Persönlichkeit, der sich keiner entziehen kann.

Vorweg gibt die Darstellung des spätgotischen Barock nur den Untergrund und zeigt die Möglichkeiten mittelrheinischer Bildneri, soweit sie von Backoffen unabhängig wirkte. Es ist bezeichnend für die Kulturströmungen, denen die